

Leseprobe aus:

**Jeffrey Eugenides**

# **Die Liebeshandlung**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Zunächst mal, schauen Sie sich all die Bücher an. Da waren ihre Edith-Wharton-Romane, nicht nach Titeln sortiert, sondern nach Erscheinungsjahren; da war die komplette Modern-Library-Ausgabe von Henry James, ein Geschenk ihres Vaters zu ihrem 21. Geburtstag; da waren die eselsohrigen Taschenbücher, der versammelte Lesestoff aus ihren Collegekursen, jede Menge Dickens, ein bisschen Trollope, dazu eine ordentliche Portion Austen, George Eliot und der gefürchteten Schwestern Brontë. Da waren eine Reihe schwarzweiße New-Directions-Bände, meistens Gedichte von Autoren wie H. D. oder Denise Levertov. Da waren die Romane von Colette, die sie heimlich verschlang. Da war ein Exemplar von Updikes *Ehepaare*, das ihrer Mutter gehörte, eine Erstausgabe, in der Madeleine, ohne sich erwischen zu lassen, schon in der sechsten Klasse geschnüffelt hatte und die sie jetzt als inhaltlichen Beleg für ihre literaturwissenschaftliche Jahresarbeit über die Liebeshandlung und den *marriage plot* im viktorianischen Roman benutzte. Da war, um es kurz zu machen, der ganze Bestand dieser mittelgroßen, aber noch tragbaren Bibliothek, die so ziemlich alles enthielt, was Madeleine in ihrer Collegezeit gelesen hatte – eine scheinbar zufällige Sammlung von Titeln, deren Fokus sich langsam verengte, wie bei einem Persönlichkeitstest, einem raffinierten allerdings, der sich nicht durch Vorwegnahme dessen, was hinter den Fragen steckt, austricksen lässt und in dem man sich am Ende so verliert, dass es keine andere Rettung gibt, als einfach die Wahrheit zu sagen. Und

dann wartet man auf die Auswertung, hofft auf ein «künstlerisch veranlagt» oder «leidenschaftlich», denkt, man könnte auch mit «empfindsam» leben, fürchtet sich insgeheim vor einem «narzisstisch» oder «hausbacken», bis man schließlich ein Ergebnis präsentiert bekommt, das zweischneidig ist und einem je nach dem Tag, dem Augenblick oder dem Freund, den man gerade hat, wechselnde Gefühle bereitet: «Unheilbar romantisch».

Das also waren die Bücher in dem Zimmer, in dem Madeleine mit einem Kissen über dem Kopf am Morgen ihrer Collegeabschlussfeier lag. Sie hatte jedes einzelne davon gelesen, manche mehrfach, oft Stellen unterstrichen, aber das half ihr jetzt nicht. Madeleine wollte vom Zimmer und allem, was sich darin befand, nichts wissen. Sie hoffte, ins Vergessen zurückzudämmern, das ihr während der letzten drei Stunden ein sicherer Hort gewesen war. Nur einen Grad wacher, und sie wäre gezwungen, sich gewissen unangenehmen Tatsachen zu stellen: etwa der Menge und Mischung des Alkohols, den sie sich in der vergangenen Nacht eingetrichtert hatte, genauso wie der Tatsache, dass sie ins Bett gegangen war, ohne die Kontaktlinsen herauszunehmen. An diese Einzelheiten zu denken würde ihr zwangsläufig die Gründe in Erinnerung rufen, weshalb sie überhaupt so viel getrunken hatte, und das wollte sie auf keinen Fall. Also zog Madeleine ihr Kissen fester über den Kopf, verbannte das frühe Morgenlicht und versuchte, wieder in den Schlaf zu sinken.

Aber es war zwecklos. Denn genau in diesem Augenblick begann am anderen Ende der Wohnung die Türklingel zu schrillen.

Anfang Juni, Providence, Rhode Island – die Sonne, vor fast zwei Stunden aufgegangen, erleuchtete die fahle Bucht und die hohen Schornsteine des E-Werks von Narragansett,

schob sich allmählich höher wie die Sonne auf dem Siegel der Brown University, der Zierde aller über dem Campus flatternden Wimpel und Transparente, eine Sonne mit klugem Gesicht, die das Wissen symbolisierte. Aber diese Sonne – die über Providence – erteilte der metaphorischen gerade eine Lektion, hatten doch die Gründer der Universität in ihrem Baptistenpessimismus entschieden, das Licht des Wissens zum Zeichen dafür, dass die Ignoranz noch nicht aus dem Reich der Menschen vertrieben war, mit Wolken zu umhüllen, während sich die wirkliche Sonne soeben durch die Wolkendecke kämpfte, splittrige Lichtstrahlen auf die Erde schickte und den Schwadronen von Eltern, die das gesamte Wochenende hindurch vor Nässe und Kälte gebibbert hatten, neue Hoffnung gab, dass ihnen das für die Jahreszeit ungewöhnliche Wetter bei den Festlichkeiten des Tages keinen Strich durch die Rechnung machen würde. Über dem ganzen College Hill, in den geometrischen Parkanlagen der georgianischen Herrenhäuser und den magnolienduftenden Vorgärten viktorianischer Villen, auf den backsteingepflasterten Gehwegen, die sich wie in einem Charles-Addams-Cartoon oder einer Lovecraft-Geschichte an schwarzen Eisenzäunen entlangzogen, draußen vor den Ateliers der Rhode Island School of Design, wo ein Kunststudent nach einer im Malrausch durchwachten Nacht Patti Smith schmetterte, reflektiert von den blanken Instrumenten (Tuba und Trompete) zweier Mitglieder der Uni-Blaskapelle, die sich zu früh am Treffpunkt eingefunden hatten und schon ganz beunruhigt guckten, wo die anderen wohl alle blieben, in den kleinen Kopfsteinpflasterstraßen, die bergab zum verschmutzten Fluss führten, schien die Sonne auf jeden Messingknauf, jeden Insektenflügel, jeden Grashalm. Und zu dem plötzlich flutenden Licht begann, wie eine Startpistole für die Ge-

schäftigkeit, in Madeleines Wohnung oben im dritten Stock die Türklingel laut und eindringlich zu schrillen.

Der Impuls erreichte sie weniger als ein Geräusch denn als Empfindung, ein Elektroschock, der ihr das Rückgrat hinaufschoss. Mit einer einzigen Bewegung riss Madeleine sich das Kissen vom Kopf und setzte sich auf. Sie wusste, wer da klingelte. Es waren ihre Eltern. Sie hatte eingewilligt, sich um 7.30 Uhr mit Alton und Phyllida zum Frühstück zu treffen. Diesen Plan hatten sie schon zwei Monate zuvor, im April, besprochen, und jetzt waren sie da, zur verabredeten Zeit, in ihrer beflissenen und erwartungsvollen Art. Dass Alton und Phyllida aus New Jersey angereist waren, um bei Madeleines Graduierung dabei zu sein, dass es nicht nur der Erfolg ihrer Tochter war, den sie heute hier feiern wollten, sondern auch ihr eigener als Eltern, hatte nichts Schlimmes oder Unerwartetes an sich. Das Problem war, dass Madeleine zum ersten Mal in ihrem Leben nichts damit zu tun haben wollte. Sie war nicht stolz auf sich. War nicht zum Feiern aufgelegt. Sie hatte den Glauben an die Bedeutung des Tages und an alles, wofür die Graduierung stand, verloren.

Sie erwog, nicht an die Tür zu gehen. Aber sie wusste, wenn sie es nicht tat, würde es eine ihrer Mitbewohnerinnen tun, und dann musste sie erklären, wohin und mit wem sie gestern Abend verschwunden war. Also schlüpfte Madeleine aus dem Bett und stand widerstrebend auf.

Das schien fürs Erste zu gelingen. Ihr Kopf fühlte sich seltsam leicht an, wie ausgehöhlt. Aber in der nächsten Sekunde staute sich das Blut, das ihr wie Sand in einem Stundenglas aus dem Gehirn rann, und der hintere Teil ihres Schädels explodierte vor Schmerz.

Mitten in diesem Feuerwerk, als wäre es dessen schrillende Ursache, klingelte es wieder.

Sie stürzte aus ihrem Zimmer, stolperte barfuß zur Gegensprechanlage am Eingang und schlug auf die Sprechta-  
ste, um den Lärm zu beenden.

«Hallo?»

«Was ist los? Hast du die Klingel nicht gehört?» Es war Altons Stimme, tief und gebieterisch wie immer, obwohl sie nur aus einem winzigen Lautsprecher kam.

«Tut mir leid, ich war unter der Dusche.»

«Was du nicht sagst! Lässt du uns bitte rein?»

Das wollte Madeleine nicht. Sie musste sich erst frisch-  
machen.

«Ich komme runter», sagte sie.

Diesmal ließ sie die Sprechta-  
ste zu spät los und schnitt Altons Antwort ab. Sie drückte noch einmal und sagte: «Daddy?», aber Alton musste gleichzeitig gesprochen haben, denn als sie wieder auf Empfang drückte, hörte sie nur Rauschen.

Madeleine nutzte die Gesprächspause, um ihre Stirn an den Türrahmen zu lehnen. Das Holz fühlte sich angenehm und kühl an. Ihr kam der Gedanke, dass sie ihre Kopfschmerzen vielleicht loswürde, wenn sie das Gesicht gegen das lindernde Holz gepresst ließe, und dass sie, wenn sie die Stirn für den Rest des Tages an den Türrahmen lehnen, die Wohnung aber trotzdem irgendwie verlassen könnte, möglicherweise sogar in der Lage wäre, das Frühstück mit ihren Eltern durchzustehen, bei der Eröffnungsprozession mitzumarschieren, ihr Zeugnis in Empfang zu nehmen und zu graduieren.

Sie hob den Kopf und drückte wieder auf die Sprech-  
ta-  
ste.

«Daddy?»

Aber es war Phyllidas Stimme, die sich meldete.

«Maddy? Was ist los? Lass uns rein.»

«Die anderen schlafen noch. Ich komme runter. Hört auf zu klingeln.»

«Wir wollen doch deine Wohnung sehen!»

«Nicht jetzt. Ich komme runter. Und nicht klingeln.»

Sie nahm die Hand von den Tasten und wich zurück, wie gebannt auf die Sprechanlage starrend, als traute sie ihr doch noch ein Geräusch zu. Da es still blieb, ging sie den Flur entlang zum Bad. Auf halber Strecke tauchte eine ihrer Mitbewohnerinnen, Abby, aus ihrem Zimmer auf und versperrte den Weg. Gähmend fuhr Abby sich durchs volle Haar und lächelte wissend, als sie Madeleine bemerkte.

«Na», sagte sie, «wohin bist *du* denn gestern Abend verschwunden?»

«Meine Eltern sind unten», sagte Madeleine. «Ich muss zum Frühstück.»

«Na los. Erzähl schon.»

«Es gibt nichts zu erzählen. Ich bin spät dran.»

«Und weshalb trägst du dann immer noch dieselben Klammotten?»

Statt zu antworten, blickte Madeleine an sich hinunter. Zehn Stunden zuvor, als sie sich das schwarze Betsey-Johnson-Kleid von Olivia geliehen hatte, war sie begeistert gewesen, wie gut es ihr stand. Aber jetzt fühlte es sich heiß und klebrig an, der dicke Ledergürtel erinnerte an eine Sado-maso-Fessel, und oberhalb des Saums war ein Fleck, den sie lieber nicht identifizieren wollte.

Inzwischen hatte Abby bei Olivia geklopft und trat ein. «Von wegen Maddy und gebrochenes Herz», sagte sie. «Wach auf! Das musst du gesehen haben.»

Der Weg zum Bad war frei. Madeleines Bedürfnis nach einer Dusche war extrem, beinahe medizinisch. Zumindest

musste sie sich die Zähne putzen. Aber nun war Olivias Stimme zu hören. Gleich würden sie Madeleine zu zweit ausfragen. Von ihren Eltern war zu erwarten, dass sie jede Sekunde wieder anfangen zu klingeln. Zentimeterweise, so leise wie möglich, bewegte sie sich rückwärts, steckte die Füße in ein Paar Slipper, die noch an der Tür standen, trat, ihr Gleichgewicht suchend, die Hacken herunter und floh ins Treppenhaus.

Der Aufzug wartete am Ende des geblühten Läufers. Wartete, so dämmerte es Madeleine, weil sie das Ding nicht geschlossen hatte, als sie ein paar Stunden zuvor herausgetaumelt war. Jetzt machte sie das Schiebegitter sorgfältig zu, drückte den Knopf zum Erdgeschoss, und mit einem Ruck begann der antike Kasten seine Abfahrt durch die Finsternis des Gebäudes.

Das Haus, in dem Madeleine wohnte, ein neoromanisches Prunkstück, genannt das Narragansett, war ein Jahrhundertwendebau an der abschüssigen Straßenecke von Benefit und Church Street. Zu den Stilelementen, die erhalten geblieben waren – dem Buntglasoberlicht, den bronzenen Wandleuchtern, der marmornen Eingangshalle –, gehörte der Aufzug. Wie ein riesiger Vogelkäfig war er aus gebogenen Metallstreben gefertigt, ein Wunder, dass er überhaupt noch funktionierte, aber er bewegte sich in Zeitlupe, und während er langsam nach unten sank, nutzte Madeleine die Gelegenheit, sich ein wenig herzurichten. Sie kämmte sich das Haar mit beiden Händen. Sie nahm den Zeigefinger, um sich die Schneidezähne zu polieren. Sie rieb sich krümelnde Wimperntusche von den Augen und befeuchtete die Lippen mit der Zunge. Schließlich, als sie an der Balustrade im ersten Stock vorbeikam, warf sie einen prüfenden Blick in den kleinen Spiegel an der Wand dahinter.

Das Beste daran, zweiundzwanzig oder vielmehr Madeleine Hanna zu sein, war die Tatsache, dass drei Wochen Liebesqualen, gefolgt von einer Nacht besinnungsloser Trinkerei, kaum sichtbaren Schaden hinterließen. Bis auf die verquollenen Augen war Madeleine immer noch dieselbe hübsche, dunkelhaarige junge Frau wie sonst. Ihre symmetrischen Gesichtszüge – die gerade Nase, die Katherine Hepburn'sche Wangen- und Kieferpartie – waren wie gestochen, von fast mathematischer Präzision. Nur eine winzige Falte auf der Stirn verriet etwas von der leicht verunsicherten Person, als die Madeleine sich im Innersten fühlte.

Unten sah sie ihre Eltern warten, gefangen in der Schleuse zwischen der Tür zur Eingangshalle und der zur Straße, Alton in einem Seersucker-Jackett, Phyllida im dunkelblauen Kostüm samt passender Handtasche mit Goldschnalle. Eine Sekunde lang verspürte Madeleine den Impuls, den Aufzug zu stoppen und ihre Eltern einfach dort stehen zu lassen, zwischen dem Müll der Collegestadt – den Postern von New-Wave-Bands mit Namen wie Wretched Misery oder Clits, den pornographischen Egon-Schiele-Zeichnungen des Designstudenten aus dem ersten Stock und all den schrillen, handkopierten Flugblättern, deren Subtext die Botschaft enthielt, dass die erbaulichen patriotischen Werte der Generation ihrer Eltern dem Aschehaufen der Geschichte angehörten, ersetzt durch eine nihilistische Postpunk-Sensibilität, die Madeleine selbst nicht verstand, die sie aber, um ihre Eltern zu schockieren, mit Vergnügen als verständlich ausgab –, bevor der Aufzug im Erdgeschoss hielt, sie das Gitter aufschob und die Halle betrat.

Alton war als Erster durch die Tür. «Da ist sie ja!», sagte er begeistert. «Unsere Collegeabsolventin!» In seiner zupackenden Art strömte er ihr entgegen, um sie in die Arme

zu nehmen. Madeleine machte sich steif vor lauter Angst, nach Alkohol zu riechen oder, schlimmer noch, nach Sex.

«Ich weiß nicht, weshalb du uns deine Wohnung nicht zeigen wolltest», sagte Phyllida, die als Nächste kam. «Ich hatte mich schon gefreut, Abby und Olivia kennenzulernen. Wir würden sie später auch gern zum Essen einladen.»

«Wir bleiben nicht zum Essen», rief Alton ihr in Erinnerung.

«Vielleicht ja doch. Es hängt ganz davon ab, was Maddy vorhat.»

«Nein, das ist nicht geplant. Der Plan ist, dass wir mit Maddy frühstücken und nach dem Festakt wieder abfahren.»

«Dein Vater und seine Pläne», sagte Phyllida zu Madeleine. «Trägst du das Kleid bei der Zeremonie?»

«Ich weiß nicht», sagte Madeleine.

«Also diese Schulterpolster, mit denen die jungen Frauen alle herumlaufen – ich kann mich nicht daran gewöhnen. Die sehen so *männlich* aus.»

«Es gehört Olivia.»

«Du wirkst ziemlich mitgenommen, Mad», sagte Alton. «Groß gefeiert gestern Abend?»

«Nicht wirklich.»

«Hast du nichts Eigenes anzuziehen?», fragte Phyllida.

«Nachher habe ich doch meine Robe drüber, Mummy», sagte Madeleine, und um weiteren Nachforschungen vorzubeugen, ging sie an ihren Eltern vorbei durch die Halle. Draußen hatte die Sonne den Kampf gegen die Wolken verloren und war verschwunden. Das Wetter sah nicht viel besser aus als übers Wochenende. Der Campus Dance am Freitagabend war mehr oder weniger ins Wasser gefallen. Bei der zeremoniellen Bakkalaureatsfeier am Sonntag hatte es

ununterbrochen genieselt. Und jetzt, am Montag, regnete es zwar nicht mehr, aber die Temperatur war ungemütlich, den Eisheiligen näher als der Sommerzeit.

Während Madeleine vor der Tür auf ihre Eltern wartete, fiel ihr wieder ein, dass sie gar keinen Sex gehabt hatte, jedenfalls nicht richtig. Das war immerhin ein Trost.

«Deine Schwester lässt sich entschuldigen, es tut ihr furchtbar leid», sagte Phyllida, als sie herauskam. «Sie muss heute mit Richard Löwenherz zum Ultraschall.»

Richard Löwenherz war Madeleines neun Wochen alter Neffe. Alle anderen nannten ihn Richard.

«Was hat er denn?», fragte Madeleine.

«Angeblich eine zu kleine Niere. Die Ärzte wollen es im Auge behalten. Wenn du mich fragst, findet man mit diesem ganzen Ultraschall immer nur neue Gründe, sich Sorgen zu machen.»

«Apropos Ultraschall», sagte Alton, «ich brauche einen für mein Knie.»

Phyllida schenkte ihm keine Beachtung. «Wie auch immer, Allie ist *total* unglücklich, dass sie bei deiner Graduierung nicht dabei sein kann. Und Blake ebenfalls. Aber sie hoffen, dich und deinen neuen *beau* im Sommer zu sehen, vielleicht besucht ihr sie ja auf dem Weg zum Cape.»

Vor Phyllida musste man sich hüten. So war sie: Erst redete sie scheinheilig über Richard Löwenherz' zu kleine Niere, und schon fand sie den Dreh, das Gespräch auf Madeleines neuen Freund zu bringen – Leonard (den Phyllida und Alton noch nicht kannten) – und auf Cape Cod (wo Madeleine, wie sie angekündigt hatte, mit ihm zusammenleben wollte). An einem normalen Tag, mit funktionstüchtigem Gehirn, wäre Madeleine in der Lage gewesen, Phyllida einen Schritt voraus zu sein, aber an diesem Morgen brachte sie nichts

Besseres zustande, als die Worte an sich vorbeiziehen zu lassen.

Zum Glück wechselte Alton das Thema. «Nun, Maddy, was empfiehlst du, wo sollen wir frühstücken?»

Madeleine drehte sich um und blickte vage die Benefit Street hinunter. «In der Richtung gibt es was.»

Sie begann, den Bürgersteig entlangzuschlurfen. Gehen – sich bewegen – schien jedenfalls eine gute Idee. Sie führte ihre Eltern an einer Reihe malerischer Häuser vorbei, hübsch instandgehaltenen Gebäuden, an denen historische Tafeln angebracht waren, und einem großen Mehrfamilienhaus mit Giebeldach. Providence war eine korrupte Stadt, von Kriminalität geplagt und von der Mafia beherrscht, aber hier, auf dem College Hill, sah man nicht viel davon. Das zweifelhafte Downtown und die sterbenden oder gestorbenen Textilfabriken lagen irgendwo da unten, in düsterer Ferne. Hier wanden sich die schmalen Straßen, oft kopfsteingepflastert, zwischen herrschaftlichen Anwesen den Berg hinauf oder schlängelten sich, eng wie das Himmelstor, um Puritanerfriedhöfe voller Grabsteine – Straßen mit Namen wie Prospect, Benevolent, Hope oder Meeting Street, die alle in ein baumreiches Gelände oben auf der Höhe mündeten: den Campus der Brown University. Allein die physikalische Erhabenheit suggerierte eine intellektuelle.

«Sind sie nicht wunderschön, diese schiefergepflasterten Gehsteige?», sagte Phyllida, im Gänsemarsch hinter Madeleine. «So welche hatten wir früher auch in unserer Straße. Die sehen einfach *viel* besser aus. Aber dann hat der Gemeinderat sie durch Beton ersetzt.»

«Und uns auch noch die Kosten aufgebrummt», sagte Alton. Er humpelte ein wenig hinterher. Am rechten Bein seiner dunkelgrauen Hose zeichnete sich der Wulst einer

Kniestütze ab, die er ständig trug, ob auf dem Tennisplatz oder nicht. Alton war zwölf Jahre in Folge Clubmeister seiner Altersklasse gewesen, eines dieser Urgesteine mit weißem Schweißband um das kahle Haupt, schnippelnder Vorhand und blanker Mordlust in den Augen. Madeleine hatte immer wieder versucht, ihn zu schlagen, ohne Erfolg. Das ärgerte sie umso mehr, als sie inzwischen besser war als er. Aber sobald sie ihm einen Satz abnahm, schüchterte er sie ein, drangsalierte sie mit Gemeinheiten, stritt über die Punkte, und ihr Spiel fiel auseinander. Madeleine fürchtete, das habe etwas Paradigmatisches an sich, ja sie sei dazu bestimmt, sich ihr Leben lang von weniger fähigen Männern unterkriegen zu lassen. Am Ende hatte das Tennisspielen gegen Alton eine so maßlose persönliche Bedeutung für sie erlangt, dass sie sich verkrampfte, sobald sie auch nur den Platz betrat – mit dem vorhersehbaren Ergebnis. Und Alton klopfte sich immer noch auf die Siegerbrust, ganz rosig und hibbelig, als hätte er sie durch schieres Talent besiegt.

An der Ecke Benefit und Waterman gingen sie hinter dem weißen Turm der First Baptist Church über die Straße. In Erwartung der Festlichkeiten waren Lautsprecher auf dem Rasen des Kirchhofs aufgestellt. Ein Mann mit Fliege, dem Aussehen nach ein Studienleiter, zog angespannt an einer Zigarette und inspizierte einen dicken, an den Zaun gebundenen Strauß Luftballons.

Inzwischen hatte Phyllida Madeleine eingeholt und sich bei ihr untergehakt, wegen der Stolperfallen im Schieferbelag, dem die Wurzeln der knorrigen Platanen am Straßenrand von unten zusetzten. Als kleines Mädchen hatte Madeleine ihre Mutter schön gefunden, aber das war lange her. Phyllidas Gesicht war mit den Jahren schwerer geworden, sie bekam Hängebacken wie ein Kamel. Ihre konservative Kleidung –

im Stil einer Wohltätigkeitsdame oder einer Botschafterin – kaschierte weitgehend ihre Figur. Ihre Stärke war das Haar: ein kostspieliges Gebilde in Form einer glatten Kuppel, eine Konzertmuschel zur Präsentation der Langzeitvorstellung ihres Gesichts. Denn solange Madeleine sich erinnern konnte, war Phyllida nie um Worte verlegen gewesen, nie verdrückt, wenn es um die Einhaltung der Etikette ging. Im Kreis ihrer Freundinnen machte Madeleine sich gern über die Förmlichkeit ihrer Mutter lustig, aber insgeheim, im Vergleich zum Benehmen anderer Leute, schnitt Phyllida oft besser bei ihr ab.

Und jetzt sah sie Madeleine mit einem Ausdruck an, der *diesem* Moment genau entsprach: im Fieber von Glanz und Gloria der bevorstehenden Zeremonie, begierig, jedem von Madeleines Professoren, der ihr über den Weg lief, intelligente Fragen zu stellen oder mit den Eltern anderer graduierender Studenten Scherze auszutauschen. Kurz, sie war für jeden und für alles zu haben, im Gleichschritt mit dem gesellschaftlichen und akademischen Gepränge, was Madeleine nun erst recht das Gefühl vermittelte, aus dem Tritt zu sein, für diesen Tag und den Rest ihres Lebens.

Trotzdem trieb es sie vorwärts, über die Waterman Street und die Treppe des Carr House hinauf, wo sie sich Zuflucht und Kaffee erhoffte.

Das Café hatte gerade aufgemacht. Der junge Mann hinter der Theke, einer mit Elvis-Costello-Brille, war noch damit beschäftigt, die Espressomaschine auszuspülen. An einem Tisch an der Wand saß ein Mädchen mit steifen, pinkfarbenen Haaren, das Nelkenzigaretten rauchte und *Die unsichtbaren Städte* las. Aus der Stereoanlage auf dem Kühlschrank rieselte «Tainted Love».

Phyllida, die ihre Handtasche schützend vor der Brust hielt, war stehen geblieben und musterte die Studenten-

kunst an den Wänden: sechs Bilder von hautkranken kleinen Hunden, die Halsbänder aus Bleichmittelflaschen trugen.

«Ist das nicht lustig?», sagte sie großzügig.

«*La bohème*», sagte Alton.

Madeleine platzierte ihre Eltern an einem Tisch am Erkerfenster, so weit wie möglich vom pinkhaarigen Mädchen entfernt, und ging an die Theke. Der Elvis-Costello-Typ ließ sich Zeit, bis er sie bediente. Sie bestellte drei Kaffee – einen großen für sich selbst – und Bagels. Während die Bagels aufbacken wurden, brachte sie die Getränke an den Tisch.

Alton, der nicht ohne Zeitung frühstücken konnte, hatte sich eine liegen gelassene *Village Voice* vom Nebentisch genommen und las. Phyllida starrte unverhohlen auf das pinkhaarige Mädchen.

«Glaubst du, das ist bequem?», erkundigte sie sich leise.

Als Madeleine sich umdrehte, sah sie die tausend Sicherheitsnadeln, von denen die zerfetzten schwarzen Jeans des Mädchens zusammengehalten wurden.

«Wie soll ich das wissen, Mummy? Geh doch hin und frag sie selbst.»

«Ich habe Angst, dass sie mich pikst.»

«Diesem Artikel zufolge», sagte Alton, die aufgeschlagene *Voice* vor sich, «hat es bis zum neunzehnten Jahrhundert keine Homosexualität gegeben. Sie wurde erst erfunden. In Deutschland.»

Der Kaffee war heiß, lebensrettend gut. Ihn zu schlürfen half Madeleine, sich nicht mehr ganz so elend zu fühlen.

Ein paar Minuten später ging sie die Bagels holen. Obwohl sie leicht angebrannt waren, wollte Madeleine nicht auf neue warten und brachte sie an den Tisch. Nachdem Alton seinen mit saurer Miene inspiziert hatte, begann er ihn rabiat mit einem Plastikmesser abzuschaben.